



LIBROS
DE ESPAÑA

NEW
SPANISH
BOOKS

Veröffentlicht auf *New Spanish Books DE* <http://www.newspanishbooks.de/>

**Esther García Llovet: *Spanish Beauty*,
Anagrama, 2022, Leseprobe S. 17-26.**

Übersetzung aus dem Spanischen von Luis Ruby

Benidorm, die Stadt, die niemals schläft, die Stadt mit allen Zeitzonen auf einmal, die Stadt mit den Bars, die bis übermorgen auf haben. Die Öffnungszeiten des *Casino Mediterráneo* sind egal, es hat ja keine Fenster oder Ausblicke, kein Casino hat die, man soll sich nie darauf einstellen können, ob jetzt Tag oder Nacht ist oder was. Das Casino liegt direkt am Rincón de Loix, ein Gebäude aus nachtblauem Glas, dessen Fassade eine riesige Neonpalme ziert, an der Hauptstraße hin, ein Laufsteg, auf dem sich die üblichen Verdächtigen tummeln, die um Casino-Parkplätze herumstreunen: altgewordene Pfandleiher, Laufburschen ohne Eile, Bräute mit Augenringen, noch dunkler, tiefer und erschreckender als ihr zweifellos naher Ruin.

Ein Typ, den sie El Potro, das Fohlen, nennen, sitzt auf einem Motorrad, das ihm nicht gehört, aber so wirkt. Potro ist fünfzig, sieht aber zwanzig Jahre jünger aus. Er nimmt die Rolex-Uhren und BMWs und Verlobungsringe der Spieler in Zahlung, die um drei Uhr morgens aus der Tür kommen, die Visage blassgrün, fix und fertig, mit vierzig Grad Fieber, nachdem sie alles verloren haben, aber darauf

versessen, noch mehr zu verlieren, und da steht immer Potro bereit, um ihnen weiterzuhelfen. Gerade hört er Musik und rollt sich eine Fluppe.

"Lange her, Michela."

"Nimm die Kopfhörer runter."

"Was?"

Michela nimmt ihm die Kopfhörer eigenhändig ab.

"Ich meine, jeder Song ist anders, aber die Stille ist immer dieselbe."

"Alte, was laberst du?"

"Hast du den Burschen mal hier gesehen?" Michela zückt ihr Handy und zeigt ihm ein Foto von Kaminski. Das verdankt sie Vilches, einem der seltenen Momente von Tatkraft und Weitsicht, die so typisch für ihn sind, Momente, so knapp und brilliant, dass sich in fünf Minuten ein Monat Papierkram erledigt, Vilches also hat ihr gesteckt, dass Kaminski auf Poker und Roulette abfährt, auf Wetten und dergleichen. Wie alle Russen. Dann ist er wieder auf seinem Schreibtisch eingeknickt. Vilches ist einer dieser Bullen, die mit einem absoluten Glauben an Recht und Ordnung in den Polizeidienst gekommen sind. Erst hat er den Glauben ans Recht verloren, dann den Glauben an die Ordnung, und von da aus ging es direkt zu den MAO-Hemmern der dritten Generation. Manchmal, wenn er aus seiner vierstündigen Siesta erwacht, schaut er auf dem Revier vorbei, einen Nachmittag oder zwei in der Woche. An den übrigen Tagen nicht.

Potro greift nach Michelas Handy und mustert das Foto

ein paar Sekunden lang.

"Nee, Süße."

"Sicher nicht? Schau nochmal hin."

Potro schüttelt den Kopf. Michela vertraut ihm, sie kennen sich, vor Jahren hatten sie mal eine Geschichte, an die keiner von ihnen noch denkt. Das ist auch gut so.

"Okay", sagt Michela. "Sag mir Bescheid, wenn du ihn siehst."

"Willst du schon wieder los? Keine Lust, noch was trinken zu gehen?"

"Keine Zeit."

"Dann geh halt Kinder verprügeln."

Michela schlendert in Richtung Hauptstraße, sie hat wirklich keine Zeit, aber Lust immer.

"Sag Kyle, ich muss ihm noch einen ausgeben!", ruft Potro ihr hinterher. Michela bleibt wie angewurzelt stehen:

"Mein Vater ist in Benidorm?"

"Seit 'nem Monat, oder? So ungefähr. Weißt du ja wohl genauer."

"Hm."

"Ruf ihn an und sag ihm, wir sehen uns morgen."

Michela nickt. Sie überquert die Hauptstraße, den Blick auf den Zebrastreifen geheftet, er kommt ihr auf einmal vor wie eine Treppe, auf der sie jeden Moment stolpern könnte. Ihr Vater ist in Benidorm. Sie würde ihn anrufen, wenn sie seine Telefonnummer hätte, aber die hat er ihr nie gegeben.

Wenn sie Auto fährt, kann sie besser denken, und wenn sie denkt, muss sie reden, und zwar sehr schnell, ohne Pausen und richtig laut, bis sie schließlich eine Lösung findet für das, was ihr durch den Kopf geht, und dann stellt sie den Wagen ab und ist endlich still. Ein paar Jahre lang war sie bei der Mitfahrzentrale Blablacar aktiv, fuhr mehrmals pro Woche die Partystrecke Madrid-Valencia, die *ruta del Bakalao*, um mit irgendwem reden zu können, der sie nicht kannte, und klarzukriegen, was sie zu tun hatte. Sobald sie in Madrid war, machte sie kehrt, Madrid interessiert sie nicht die Bohne, nur an einem Abend fuhr sie bis zum Santiago Bernabéu, das Stadion kam ihr wie ein Hochsicherheitsgefängnis vor, das auf eleganteste Weise hässlichste der Welt, und das teuerste. Außerdem stellte Michela fest, dass Blablacar viel besser ist als Tinder: Man verpflichtet sich zu nichts, Motels gibt es an der A3 haufenweise, und das Benzin bekommt man auch noch bezahlt. Dann hatte sie den einen oder anderen Unfall, in der Nacht, keine große Sache, und hörte damit auf. Jetzt nimmt sie den Streifenwagen, wenn er verfügbar ist. Das ist das Praktischste. Das Billigste. Und Langweiligste.

Den Jungen hat sie vor einer Weile an der Zufahrt zu einem Restaurant mit vielen Gabeln aufgegriffen, das vor kurzem eröffnet hat. Direkt vor dem Erdweg hatte er eine Kette über die Fahrbahn gespannt, um den Kunden zwei Euro Maut abzuknöpfen. Michela wusste gleich Bescheid, als sie ihn da sitzen sah, unter einem Sonnenschirm mit Musik auf Spotify und der Kette von Palme zu Palme, bei vierzig Grad Celsius. Sie könnte ihn auf Kaminskis Fest einschleusen, bestimmt hat er geschickte Finger. Danach einen Hunderter

auf die Kralle und auf Nimmerwiedersehen. Jetzt sitzt er also auf ihrem Rücksitz. Er ist kleingewachsen, sie muss den Innenspiegel kippen, um sein Gesicht zu sehen.

"Wie heißt du noch?"

"Weißt du doch aus meinem Perso."

Dumm ist er nicht. Der hat sie gleich abgecheckt.

"Das ist keine Antwort, und außerdem siezt du mich."

"Arturo. Fahren wir aufs Revier? Da geht's nicht zum Revier."

"Mal schauen, was passiert."

Arturo ist nicht viel über zwanzig, sieht aber aus wie jenseits der Vierzig. Michela betrachtet ihn im Rückspiegel. Überlegt, ob er für das taugt, was sie plant, ob er genug Schiss hat oder zu viel oder zu wenig.

"Kann ich mal Ihre Dienstmarke sehen?", fragt Arturo.

"Nein."

"Wo ist Ihr Partner?"

"Auf dem Meeresgrund. Er hat zu viele Fragen gestellt."

"Ich will Ihre Marke sehen. Da habe ich ein Recht drauf."

Michela zieht ihre Pistole aus dem Gürtel und legt sie aufs Handschuhfach.

"Da hast du die Marke."

Arturo schaut weg und blickt eine Weile lang aus dem Fenster. Sie entfernen sich von Benidorm, fahren jetzt durch das Niemandsland, in dem die Werbetafeln fünf Jahre

lang stehenbleiben, ohne dass sie jemand austauscht, abgeblättert, blassblau, verbrannt von der Sonne.

"Was wollen Sie?"

Arturo sieht sie durch den Rückspiegel an.

"Die Russen amüsieren."

Wir müssen schauen, dass sich die Russen amüsieren, dabei haben sie's selbst faustdick hinter den Ohren. Wodka, Polonium 210 und eine Straßenhündin im Weltall. Wer soll da mithalten. Nur braun werden sie kein bisschen, und da kommen sie halt hierher, nach Spanien, zur in Flaschen abgefüllten Flamencosonne, wir wissen nicht recht, wozu. Um Wohnungen zu kaufen, Apartments am Strand, das größte Haus an der gesamten Costa de la Luz, eine Villa mit einem Quadratkilometer Wohnfläche, einem mediterranen Kiefernwald und einem Golfplatz mit Präsident darin. Wir sehen sie in den Diskos und in ihren Autos und beim Abendessen im Restaurant, in Sechser- oder Siebenerpacks, überall Russen; einen Franzosen oder Engländer kannst du allein finden, einzeln, einen Russen nicht. Einen einzelnen Russen siehst du höchstens am Eingang zu einem Fünfsternehotel, er drückt sich herum, geht weder rein noch raus, kann sich offenbar nicht ganz entscheiden, dabei weiß er ganz genau, was er will. Er will den Hedonismus spanischer Art. Diesen Hedonismus dionysischer Prägung, den wohl nur die Touristen und Reiseveranstalter sehen, denn in Wirklichkeit sind wir hier immer ziemlich schlecht drauf und ziemlich ausgebrannt, und das nicht gerade von der Sonne. Der Russe will also den Hedonismus, den wir nicht auskosten, will die Preise, die wir uns nicht leisten können, und will die

Siesta, zu der wir uns auch nicht hinlegen. Und er will Musik, die Musik in der Nacht. Die Party von Benidorm.

"Stimmt, hundertprozentig."

"Was weißt du schon."

Arturo greift nach seiner Halskette und zieht ein Kreuz hervor, ein riesiges orthodoxes Kreuz so groß wie eine Hand, die Art Medaillon, wie es die Rapper gerne tragen.

"Das Ding hat mir ein Russe geschenkt, wie finden Sie das?"

"Gut finde ich's."

"Steht NIKE drauf. Ein Christus auf einem Totenkopf, auf dem NIKE steht, die Kreuze sind locker tausend Jahre alt, und schon damals gab's Werbung. Die Russen, die sind modern. Und die Chinesen erst recht."

"Wo hast du dir das Ding gekrallt?"

"Ich hab's mir nicht gekrallt. Das war 'n Geschenk."

"Von wem?"

"'nem Typ namens Kaminski."

Michela brummt etwas in sich hinein. Kaminski. Herrgott, die sind kaum angekommen und tauchen schon überall auf. Das ist zu riskant, am Ende rennt der Junge mit der Geschichte zu ihm, sobald er aus dem Auto steigt. Sie bremst herunter, fährt rechts ran und bringt den Streifenwagen zum Stehen. Dann öffnet sie die Türverriegelung:

"Raus. Tschüss. Du langweilst."

Arturo steigt aus dem Wagen.

"Bis dann, Frau Wachtmeister."

Es gibt gutaussehende Schläger wie im Film, aber hässliche Schlägertypen sind viel effektiver: Die haben nur eine Art, ihre Wut darüber loszuwerden, dass sie so hässlich sind. Drüben in Leeds war Rob so ein dünner Hässlicher gewesen, aber bevor er nach Benidorm gekommen war, hatte er sich die Visage richten lassen, kein Problem bei all dem Geld, das er Abreibung für Abreibung verdient hat, ganz sanft und über fünfzig Jahre hinweg. Trotzdem hatte er noch immer eine böartige Ader, durch die von Mal zu Mal schwärzeres und fauligeres Blut floss, dazu den Ruf tadelloser Loyalität und unabsehbarer Launen, die er sehr schnell wieder satt bekommt.

"Geh mir nicht auf den Sack mit deinem Gesülze", lispelt Rob. Das Problem lässt sich nicht richten. Rob sitzt im hinteren Teil eines schlauchförmigen Pubs, überall Fotos von der Königinmutter, aber hinter dem Tresen hängt ein gewaltiger Schinken vom Allerfeinsten. Es ist sieben Uhr abends. Oder neun Uhr morgens.

"Ist 'ne Familienangelegenheit", sagt Michela.

"Eine von deiner Familie", schneidet Rob ihr das Wort ab und zeigt mit der kalten Zigarette auf sie. "Familie haben wir alle, Mike."

"Ha, Familie, verarscht euch doch selber." Das kam von Robs Frau, Winnie, auf Spanisch. Winnie ist eine Blondine um die dreißig, dreimal verwitwet, mit abasierten und bogenförmig nachgezogenen Brauen.

Recht hat sie.

"Kaminski ist auf eigene Rechnung unterwegs, er gehört zu keiner Bande, da gibt's ein paar Cousins und sonst

nichts. Der ist geschäftlich hier. Hat keinen Dreck am Stecken", sagt Michela.

Rob tippt sich mit dem Zeigefinger gegen die Stirn, wie um zu sagen, die Russen denken anders als wir oder die spinnen oder was.

"Musst selbst wissen, auf was du dich einlässt, Mike."

Der mediterrane Ableger der Grant-Bande aus Leeds besteht offiziell aus drei Personen: Rob und Winnie samt Schwager, dazu sieben oder acht austauschbare, namenlose Verwandte des Clans, die ebenso in Leeds sein können wie in Benidorm oder in La Línea bei Gibraltar. Die Grants haben Michela bei der Polizei untergebracht, ein Deal, der nur Gewinner kennt, eine 50/50-Abmachung, seit fünfzehn Jahren am Rollen wie ein Flipper mit garantierter Extrakugel: Michela genießt einen Rundumschutz im Korps, und die Grants haben bei der Policía Nacional einen Fuß in der Tür. Das finden alle wunderbar. Michela wurde nie auch nur ein Haar gekrümmt, so ist das. In der letzten Frühjahrs- und Sommersaison sind die Grants so richtig in die Tourismusbranche eingestiegen, schmuggeln auf jedem Flug Leeds-Benidorm ihr Kilogramm Koks. Roter Samsonite mit grünem Band. Michela am Zoll. Der Flug um 18:15 h. Verreisen, Länder verlieren. Und Koffer.

Michela wirft Rob einen Blick zu. Sie könnte damit drohen, ihren Posten beim Zoll aufzugeben, wenn er ihr nicht hilft, aber diesen Leuten droht man nicht. Überreden lassen sie sich offenbar auch nicht. Sie kann es nicht fassen. Schließlich ist Reggies Feuerzeug inzwischen ein legendärer Talisman, ein Amulett, der Ring des Herrn der

Ringe für jeden, der ihn in den Händen hält, der Ring der Macht.

Winnie erhebt sich mit ihren gut neunzig Kilo, die Zehennägel in Pastellfarben, geht zum Tresen. Sie holt drei Bierdosen und setzt sich wieder neben Rob.

"Vergiss die Sache, Mike."

In der etwa zweihundert Quadratmeter großen Bar ist absolut niemand sonst.

Der Feigenbaum im Garten ist noch gefräßiger und krasser, als sie ihn aus der Kindheit in Erinnerung hat, dieser dunkle, stets gegenwärtige Wächter, der den falschen Mythos des Elternhauses hütet und einen tiefen Schatten auf den leeren Swimmingpool wirft, geologische Schichten aus verfaultem Laub, Kippen und Kondomen. Michela kommt nur sehr ungern an diesen Ort, ins Viertel, ins Haus. Das letzte Mal ist ein paar Jahrzehnte her. Sie zieht den Schlüsselbund mit dem MacGyver-Gesicht aus der Tasche. Als sie die Tür aufsperrt, begegnet sie den Dingen. Eiskalt ist es da drin, die Vorhänge aus Cordsamt seit Jahren zugezogen, die Sachen hat schon lange keiner mehr angefasst, und so sind sie mit einem Flaum aus altem Staub überzogen, sehr schön, sehr europäisch, sehr wenig Benidorm. In der Mitte des Wohnzimmers bleibt sie stehen, wie auf der Bühne eines Stücks, das schon geendet hat, und zwar nicht gut. Da ist der Plattenspieler neben dem butanroten Sofa, die Vinylscheiben ihrer Mutter, Kyles Hunderte von Büchern. Vom Wohnzimmer aus sieht sie die Füße des Ehebetts, die indigofarbenen Laken, warum, geht ihr durch den Sinn, werden eigentlich Gespenster immer mit einem Laken dargestellt, als schnappte sich der Geist des Toten das Erste, was ihm in die Finger kommt, wenn er eine Runde drehen will, und das wäre dann eben das Tuch, das ihn bedeckt. Sie dreht sich zum Korridor um. Da hinten hängt das Poster der Kray Twins. In Lebensgröße. Die beiden tragen taillierte Jacketts, schmale Krawatten und Sonnenbrillen, die bestaussehenden Jungs aus dem Kiez und dem ganzen East End, das sich hinter ihren fleischigen Rücken ausbreitet: Spitalfields, Whitechapel und

Shoreditch, noch lange, bevor es Shoreditch war. Schnürschuhe aus Lackleder. Niemand zieht sich heute so an. Ronnie und Reggie Kray, "deine Onkel aus London", wie Kyle manchmal sagte, ein Ausdruck, den sie allzu lange wörtlich genommen hat, oder vielleicht glaubt sie noch immer daran. Michela geht zurück ins Wohnzimmer. Sie räumt ein paar Zeitschriften weg, die Dinge, Klamotten, nimmt dazu die Spitze des Kugelschreibers, als wären es Beweise in einem Mordfall, und man dürfte keine Spuren hinterlassen. Papiere liegen herum, Zeitungsausschnitte, das Interview, das Kyle mit dem letzten Insassen des Maze-Gefängnisses geführt hat. Unter all dem Krempel das Nagra-Aufnahmegerät, mit dem er die Interviews für sein Buch aufzuzeichnen pflegte. Die Aufnahmen. Das Interview mit Terry B., Reggie Krays Zellengenossen, einem drittklassigen Kriminellen und Gelegenheitsdieb in der U-Bahn, der irgendwann nach Benidorm zog, er war es, der Kyle hierhergebracht hat, zur Perle der Costa Blanca, im Olympiajahr 1976.

Kyle und Terry B. hatten sich im Mars kennengelernt, dem Pub an der Treppe zur Burg, im Monat April. Terry B. war ein kleiner, drahtiger Typ, der nicht viel brauchte, einer von denen, die einmal am Tag essen und eine Nacht pro Woche schlafen. Wenn er betrunken war, erzählte er von Reggie, und wenn er nüchtern war, auch. Das war sein Thema, seine Lebensform. Dafür war er auf der Welt. Kyles Interview mit ihm dauerte mehrere Tage, er erzählte sogar davon, was Reggie im Schlaf redete, von den grottenschlechten Gedichten, die er auf Papierservietten schrieb, davon, wie er in der langen, heiligen Knastnacht hochschreckte und nach seiner Mutter rief. Das Interview

zog sich wirklich tagelang hin, in Terry B's Winzwohnung von einem halben Quadratmeter, in der stets das Rollo geschlossen war und Licht brannte. Er war ruiniert, hatte keinen Heller in der Tasche, alles war für Schnee draufgegangen und für den Stricher vom Mars. Am letzten Abend des viertägigen Interviews bot ihm Terry B. Reggies Feuerzeug an. Für einen lächerlichen Preis, Hauptsache, bis zum Monatsende durchkommen, bis nach den schweren Ostertagen. Kyle kaufte es ihm ab, ohne zu zögern. Im Gegenzug bat Terry noch, ihn in dem Buch in günstigem Licht zu zeigen, das mit den Drogen zu übergehen. Ihn gut aussehen zu lassen. Das Feuerzeug von Reggie Kray für fünfhundert Peseten. So wurden sie sich einig. "Der glücklichste Tag meines Lebens", wie Kyle Michela viele Jahre später erzählen sollte. Auch Jahre, nachdem es ihm gestohlen worden war.

Michela lässt das Nagra, wo es war, unter all den Unterlagen zu Kyles Buch: "Die sieben Kronen", eine Parallelsetzung von Shakespeares Königsdramen mit den Mafiabanden im London der 50er Jahre. Er hat es nie fertiggeschrieben. Neben einem Aschenbecher voller Kippen liegt ein Foto ihres Vaters, Kyle sitzt in einem Garten in Eton, sein Schatten so lang wie sein Vermögen, sein Vermögen proportional zur Silbenzahl des jahrtausendalten Familiennamens. Vor ein paar Jahren musste Michela einmal nach England fliegen, nach London. Sie blieb nur drei Tage lang, der Anlass war beruflicher Natur, Ermittlungen gegen einen englischen Arzt, der seinen Landsleuten Nahrungsmittelvergiftungen diagnostizierte, die sich nicht hatten, und die passenden Rezepte ausstellte, eine von

vielen Betrügereien, die Benidorms Namen zu goldenem Glanz verhalfen. Sie nahm sich eine Unterkunft in Whitechapel, wo sonst. Ihr gefielen der Himmel, dessen Farbe von gekochtem Seehecht, die ländlich anmutende Freundlichkeit der Viertelbewohner, dieser Wohlstand ohne viel Aufhebens, typisch für ein Land, das für Leute über fünfzig wie gemacht scheint, da, wo sich was angesammelt hat. An ihrem freien Nachmittag besuchte sie den Tower, hielt nach den Gespenstern ihrer Vorfahren Ausschau und nach den prophetischen Raben, da waren sie ja. Ihr ging durch den Sinn, dass in London alles doppelt benutzt wirkt, von der Geschichte und von den Menschen, und da fragte sie sich, wie die Geschichte dazu kommt, sich an einem Ort wie Benidorm abzuspielen, ob die Zwölfmonatsurlaube und wochenlangen Besäufnisse und der Vierundzwanzigstundentran irgendein geschichtliches Ereignis erzeugen, eine Revolution, eine Klimax, eine Eroberung, aber nein, hier kleidet sich der Ehrgeiz in die knappe Kluft der Gaunereien, der krummen Geschäfte und Scharmützel, wenn man in größeren Formaten denkt, in die Abzocke von Städteplanern und Politikern. Und das ist alles. Mehr bleibt uns nicht. Wir machen keine Geschichte mehr. Wir machen Sangria.

Michela sieht sich um, sie sucht nach etwas, das ihr sagt, ob ihr Vater kürzlich hier gewesen ist, etwas, das ihr sagen könnte, was aus ihm geworden ist, aber dieses T-Shirt und die Schreibmaschine, die neuer aussehen als der Rest, sagen ihr nichts, oder vielleicht erhalten die Dinge eine Patina von den Menschen, mit denen sie unsere Erinnerung verbindet, und sie hat kaum noch Erinnerungen an

Kyle. Möglicherweise sagen sie ihr auch deshalb nichts, weil dahinter wohl keine Absicht steckt, sondern jemand, dem die Dinge nicht wichtig sind, so wie ihn auch die Menschen nicht kümmern. Als sie die Wohnung verlässt, dreht sie den Schlüssel dreimal im Schloss. Anschließend geht sie ins San Remo und kippt vier Yzaguirres hintereinander. Dann steht sie auf und verbringt den Rest des Nachmittags damit, jedem, der ihr über den Weg fährt, ein Bußgeld aufzubrummen.